

Vitalisierungsprojekt unserer Pfarrei und ein Tag im Leben Jesu

(Predigt zum 5. Sonntag i. J.: Ijob 7,1-4.6-7; 1 Kor 9,16-19.22-23; Mk 1,29-39)

Außer wenn wir an Jesus als den Schmerzensmann denken, wie er uns in vielen Darstellungen begegnet, gibt es wohl keine andere Gestalt der Weltliteratur, die so sehr für den leidenden und geschundenen, besonders für den *unschuldig* leidenden und geschundenen Menschen steht wie Hiob. Er hatte alles verloren: seinen Besitz, seine Familie, zuletzt seine Gesundheit. In seiner Reaktion ist er irgendwie alles in einem. Er fügt sich in sein Schicksal, zugleich lehnt er sich vehement dagegen auf. Er hält Gott unverdrossen die Treue, zugleich hadert er mit ihm bis dahin, dass er meint, einen seine Unschuld beweisenden Rechtsstreit gegen Gott sicher zu gewinnen. Er ist ergeben und zugleich rebellisch. So finden wir in ihm die verschiedensten Reaktionen von Menschen auf schwerste Schicksalsschläge im Grunde gleichzeitig. Genau diese Spannung ist ja auch das Faszinierende an seiner Gestalt.

Im Abschnitt, den wir soeben in der 1. Lesung gehört haben, klagt er nun aber nicht über sein persönliches Leid; vielmehr wendet er seine Klage, ja Anklage ins Allgemeine. Das Leben des Menschen auf Erden sei nicht Glück, sondern vor allem anderen *Kriegsdienst*; d.h. ein permanenter Kampf gegen Übel und Widrigkeiten aller Art.

In der Tat, diese Seite des Lebens kennt jeder Mensch. Jeder hat mit irgendetwas zu kämpfen, das die Lebensfreude dämpft oder gar zerstört. Ungeschoren kommt niemand davon, auch die nicht, die auf der vermeintlichen Sonnenseite des Lebens leben. Doch mitten in diese pessimistische Sicht des menschlichen Daseins hinein klingt so etwas wie ein Gebet an: „*Denk daran ...!*“ Es ist wie ein Schrei aus tiefster Not: *Herr, denk an mich! Vergiss mich nicht! Schau auf mich! Hol mich heraus aus dem Elend!*

Gibt Gott Antwort? Ja, Hiob wird eine Antwort zuteil. Am Ende wendet sich für ihn alles zum Guten. Alles, was er verloren hat, bekommt er in Fülle zurück. Doch dieses „Happy End“ erfahren ja bei weitem nicht alle Hiobsgestalten unserer Erde. Die Antwort dieses alttestamentlichen Buches kann nur eine vorläufige sein. Die eigentliche Antwort hat Gott erst gegeben in seinem Sohn Jesus Christus, der selbst zu einem „Hiob“ geworden ist, als er unschuldig die Schmach des Kreuzes erlitt. Sein Kommen auf die Erde, sein Leben unter uns, sein Sterben und Auferstehen hat erst jene Wende gebracht, die Hiob noch nicht kennen konnte.

Paulus, dieser von Hass zerfressene Christenverfolger, der wie keiner der anderen Apostel erfahren hat, wie die Begegnung mit Jesus Christus das Leben verwandeln kann, wurde zum glühendsten Verkünder dieses Evangeliums. „*Ein Zwang liegt auf mir. Weh mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde!*“ Ein seltsamer Satz aus der heutigen 2. Lesung. Konnte er wirklich nicht anders? Was meint Paulus damit?

Nun, es gibt einen Zwang, der von außen kommt und unsere Freiheit aufhebt. Und es gibt einen „Zwang“, der von innen kommt, aus unserer Freiheit heraus und als Ausdruck unserer Freiheit. Der Zwang, von dem Paulus spricht, ist genau von dieser zweiten Art. Er, der an sich selbst erfahren hatte, wie er geheilt und ein neuer Mensch wurde, konnte und wollte diese Erfahrung nicht für sich behalten. Es war ein inneres *Müssen*, mit dem er frei und mit Freimut diese heilsame Frohbotschaft möglichst vielen Menschen verkündete.

Ich glaube, dass ein solch leidenschaftlicher Verkünder des Evangeliums in unserer Zeit Papst Franziskus ist. Er brennt dafür, auch aus persönlicher Erfahrung, alle Menschen, besonders die am Rand Stehenden, mit Jesus Christus und seiner heil und froh machenden Botschaft in Berührung zu bringen. In seinem „Brief an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland“ atmet fast jede Zeile diesen tiefen Wunsch.

Weltweit gibt es unzählige und sehr verschiedenartige Bemühungen darum. Auch in unserer Pfarrei wollen wir dies versuchen, und zwar über ein Projekt, das unser Seelsorgeteam, der Pfarrgemeinderat und die Kirchenverwaltung beschlossen haben und das am 1. Januar 2021 begonnen hat. Mit einem Arbeitstitel bezeichnen wir es als ein „Vitalisierungsprojekt“ für Christus Erlöser. Es ist zunächst einmal auf zwei Jahre angelegt. Mit externer Hilfe durch zwei Couches und hoffentlich vielen Mitwirkenden aus der Pfarrei wollen wir manches Neue versuchen, um vielleicht noch besser, weiter und tiefer in unseren Stadtteil Neuperlach auszustrahlen und hineinzuwirken. Was das im Einzelnen heißen kann, wollen wir mit vielen aus unserer Gemeinde gemeinsam entwickeln, und vielleicht ist auch manches Überraschende darunter. Aber der Kern, um den es in

allen Ideen und bei aller Experimentierfreude gehen muss, ist Jesus Christus, der gekommen ist, Hiob, wie er irgendwie in jedem Menschen gegenwärtig ist, zu heilen. Das heutige Evangelium führt uns, wie ich finde, diesen Kern wunderbar vor Augen.

Markus beschreibt uns einen ganzen Tag aus dem Leben Jesu, und zwar nicht irgendeinen, sondern den ersten seines öffentlichen Auftretens. Den Anfang dieses Tages haben wir im Evangelium des vergangenen Sonntags gehört. Es ist Sabbat. Jesus geht – heute würden wir sagen – zur Kirche, damals in die Synagoge von Kafarnaum. Der gemeinsam gefeierte Gottesdienst, um Gottes Wort zu hören und miteinander Gott zu ehren, steht am Anfang seines Wirkens.

Nicht wenige fragen heute: Ist das wirklich so wichtig? Wie oft bekomme ich zu hören: *Um zu glauben und ein Christ zu sein, muss ich doch nicht jeden Sonntag in die Kirche rennen.* Ja, stimmt, aber – es fehlt etwas Wesentliches, wenn die Sonntagsmesse fehlt. Es fehlt meiner Arbeitswoche gleichsam das sie heiligende Vorzeichen, nämlich mich mit all denen, die mit mir glauben, gemeinsam unter das Wort Gottes zu stellen, gemeinsam zu singen und zu beten und gemeinsam das *Brot des Lebens* zu empfangen, das mir Christus hier reichen will und ich mir selbst nicht geben kann. Das soll nicht so wichtig sein?

Doch *dass* es fehlt, *wenn* es fehlt, müssen Menschen auch erfahren. Es gibt bisweilen dermaßen routiniert, uninspiriert, geist- und lieblos heruntergespulte Messfeiern, dass man jemanden, der tatsächlich auf der Suche nach Gott ist, tunlichst nicht mit in eine solche „Feier“ nehmen sollte. Die ansprechende Gestaltung unserer Messfeiern durch alle, die auf verschiedenste Weise mitwirken – in den liturgischen Diensten, in der Musik, in der Herrichtung des Kirchraumes, in der Qualität von Zelebration und Verkündigung – muss und wird das Zentrum jeder echten Vitalisierung, d.h. Verlebendigung einer Pfarrei sein. Und so soll es auch bei uns sein.

Das erste, was Jesus nach seiner Predigt noch vor Ort tat, war nicht eine körperliche Heilung, sondern eine Dämonenaustreibung. Das Dämonisch-Böse, das Menschen gefangen hält, unfrei macht, Beziehungen zerstört – das zu heilen ist Jesus in erster Linie gekommen. Daher gehört die Erfahrung von Barmherzigkeit, Befreiung von verschiedensten Formen des Bösen und Versöhnung mit zum Kern jeder Erneuerung der Kirche.

Als Jesus und die erstberufenen Apostel vom Synagogengottesdienst heimkommen zum Haus des Petrus, setzt sich fort, was schon in der Synagoge begann: die Hinwendung zu den Mitmenschen, hier zur krank darniederliegenden Schwiegermutter des Petrus. Wie einfach und wie schön, was uns nun berichtet wird. *„Jesus fasste sie an der Hand und richtete sie auf.“* Auf uns, auf mich übertragen: Die Hand ausstrecken und mich und den „Hiob in mir“ von Christus an die Hand nehmen und mich von ihm immer wieder neu aufrichten lassen – das sollte eine Erfahrung sein, die viele innerhalb und außerhalb unserer Pfarrei machen können sollten. Nur eine Kirche, die die Menschen *aufrichtet*, ist ihrer Sendung treu.

„Da wick das Fieber von ihr und sie diente ihnen.“ „Typisch, Heimchen am Herd, die die Männer bedient“, könnte mancher versucht sein auszurufen. Ich denke, es geht um etwas anderes. *„Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen.“* Das Einander-Dienen ist durch Jesus göttlich geadelt. Das tut die Schwiegermutter des Petrus. Das tut Jesus anschließend wahrscheinlich, nach einem gemeinsamen Mahl, für all die Kranken, die bis weit in den Abend hinein seine Hilfe beanspruchten. *Diakonie*, also eine Kultur des Aufeinander-Achtens, des Füreinander-da-Seins, des Einander-Dienens, besonders den Am-Rand-Stehenden, also der ganze *diakonische* Bereich, darf bei einer Verlebendigung der Pfarrei nicht fehlen. Deswegen werden wir auch die Caritas unseres Stadtteils in unser Projekt einbeziehen.

Zuletzt finden wir Jesus, wie er sich vor Tagesanbruch an einen einsamen Ort zurückzieht, um zu beten. Es ist beeindruckend, wie uns Markus in der Beschreibung dieses einen Tages im Leben Jesu gleichsam die Grundstruktur eines vom Evangelium durchdrungenen Lebens zeigt: zuerst die *gemeinschaftliche* Hinwendung zu Gott am Tag des Herrn, dann die Hinwendung zu den Mitmenschen, schließlich die *persönliche* Hinwendung zu Gott im persönlichen Gebet.

Wer in diesem Rhythmus lebt, wird den „Hiob“ in sich sicher nicht einfach zum Schweigen bringen, aber eine Adresse haben, wohin er die eigene Not hintragen kann, um hier Trost, Kraft, Orientierung, Halt und die Gewissheit des Getragen-Seins zu erfahren. Den Menschen diesen Christus und seine Frohbotschaft zu bringen, die ihn noch nicht kennen, das ist eine schöne Aufgabe für einen jeden von uns. Pfr. Bodo Windolf